Nr. 68. XIX. Jahrgang. Freitag, 10. März 1911.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8897. Expedition Nr. 4571. Verlag Nr. 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 8 Pf., für auswärts 20 Pf., für das Ausland 40 Pf. Ladenplatz 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 84 Pf., pro Quart. 2,52 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,60 Kr., pro Quart. 4,79 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Nummer 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 18 Seiten. Roman siehe Seiten 17 und 18. Deutscher Reichstag Seite 9. Ziehungsliste der Kgl. Sächs. Landeslotterie Seite 11.

Elsaß-Lothringen.

Die verbündeten Regierungen haben sich nach längeren, schwierigen Unterhandlungen zu einem weiteren Entgegenkommen in der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage verstanden. Die an dieser Stelle geäußerten Vermutungen haben sich also bestätigt. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sich auf dieser neuen Grundlage eine große Mehrheit im Reichstage, zunächst in der Kommission zusammenfinden und daß der Verfassungsentwurf nebst der Wahlrechtsvorlage in absehbarer Zeit Gesetzeskraft erlangen wird. Wie wir bereits melden konnten, haben es die verbündeten Regierungen einstimmig abgelehnt, Elsaß-Lothringen zurzeit die volle Autonomie zu gewähren, und sie sind in dieser Hinsicht fest geblieben, werden auch diesen Standpunkt nicht aufgeben. Ebensowenig werden sie den bisherigen Kommissionsbeschlüssen zustimmen, die eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt im Reichslande bedeuten. Insbesondere bleibt es also dabei, daß der Statthalter ohne Mitwirkung des Bundesrats ausschließlich vom Kaiser, wie bisher, ernannt wird und jederzeit entlassen werden kann. Ein lebenslänglicher Statthalter, der nur aus eigener Entschließung diese Stellung aufgeben kann, ist also auch wie vor ausgeschlossen. Daß nach diesen beiden Richtungen auf keinerlei Zugeständnisse seitens der verbündeten Regierungen gerechnet werden kann, darüber ist den Parteien des Reichstags jeder Zweifel genommen worden. Dagegen haben sich die verbündeten Regierungen entschlossen, Elsaß-Lothringen eine ständige Vertretung von drei Stimmen im Bundesrat zu gewähren. Es war bekanntlich angeregt worden, da man einem Reichslande nicht ein unumschränktes Stimmrecht im Bundesrate gleich den souveränen Bundesstaaten einräumen kann, diese Stimmen lediglich auf solche wirtschaftliche Angelegenheiten zu beschränken, die, wie beispielsweise die Schiffahrtsabgaben, das Kaligesetz und dergleichen, Elsaß-Lothringen besonders nahe berühren. Hiergegen sind aber gewichtige Bedenken geltend gemacht worden, namentlich vom Staatssekretär des Innern, der hierbei ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Es wurde darauf hingewiesen, daß der Begriff „wirtschaftliche" oder auch „wirtschaftspolitische" Angelegenheit heutzutage, wo auch in die meisten hochpolitischen und allgemein politischen Fragen wirtschaftliche Gesichtspunkte mit hineuspielen, so dehnbar ist, daß eine klare, reinliche Scheidung von vornherein kaum vorgenommen werden könnte. Nehmen wir ein Beispiel aus der jüngsten Zeit. Das Quinquennat ist sicher an sich keine wirtschaftliche Frage, die Elsaß-Lothringen besonders nahe berührt. Sobald dabei aber die Deckungsfrage aufgenommen und die Einführung einer neuen Steuer oder die Erhöhung einer bestehenden geplant wird, verwandelt sie sich sofort auch in eine wirtschaftliche Frage, die Elsaß-Lothringen sehr nahe berühren kann. Es hätte also aus einer so dehnbaren Bestimmung jederzeit ein Keim für Streitigkeiten erwachsen können. Daher haben sich die verbündeten Regierungen entschlossen, lieber von vornherein über einen praktisch bedenklichen Vorschlag hinauszugehen und Elsaß-Lothringen lieber mehr zu gewähren, als durch ein mangelhaft definiertes Weniger vielleicht eine ständige Zwietracht heraufzubeschwören. Sie haben sich entschlossen, von der Gewährung des Stimmrechts an Elsaß-Lothringen im Bundesrat nur diejenigen Gegenstände auszunehmen, die mit dem Wesen eines nichtsouveränen Reichslandes unvereinbar erscheinen, das sind also: Fragen des Heeres und der Marine, also der Landesverteidigung, ferner die Erklärung des Krieges, die der Kaiser bekanntlich nur mit Zustimmung des Bundesrats einem auswärtigen Staat machen kann, und sonstige auf die auswärtige Politik bezügliche Angelegenheiten, insoweit hierin der Bundesrat überhaupt zuständig ist.

Die Beschlüsse des Bundesrats bedeuten sicher ein Entgegenkommen, aber man wird nicht glauben dürfen, daß damit Ruhe in den Reichslanden geschaffen wird. Sollte sich der Reichstag jetzt mit dem Bundesrat auf eine Verfassung für Elsaß-Lothringen einigen, so wird diese doch noch lange nicht so ausfallen, wie die Bevölkerung der Reichslande wünscht. Deshalb ist vorderhand an die Wiederkehr ruhiger Stimmungen in Elsaß-Lothringen nicht zu denken.

Amerika und England gegen Mexiko.

Wie gestern gemeldet, hat die amerikanische Regierung Truppen mobilisiert, mit der Absicht, sie eventuell in Mexiko zur Niederwerfung der mexikanischen Insurgenten einmarschieren zu lassen. Offiziell hat die amerikanische Regierung zwar vorerst die mexikanischen Zwecke ihrer Mobilisierung dementiert, nach den neuesten Nachrichten aus Washington wird aber jetzt von den amtlichen Stellen zugegeben, daß man an eine Verwendung der Truppen in Mexiko gedacht hat. Interessant ist, daß man sich in Washington darauf beruft, zu dieser Aktion erst von andrer Seite veranlaßt worden zu sein. Uns liegt folgende Meldung vor:

⊕ **New-York**, 9. März. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) Eine Depesche aus Washington besagt, daß der Regierung dringende Vorstellungen gemacht worden sind, damit sie Vorbereitungen treffe, um die amerikanischen und fremden Interessen im Norden Mexikos zu schützen. Der englische Gesandte in Washington hat seinerseits vor einigen Tagen mit der amerikanischen Regierung Unterhandlungen über den Schutz der fremden Interessen in Mexiko gepflogen und hat die amerikanische Regierung benachrichtigt, daß, wenn die Amerikaner nicht für den Schutz der fremden Interessen sorgen würden, Großbritannien eigene Schutzmaßnahmen ergreifen würde, um die Interessen der Engländer in Mexiko zu wahren. Eine Depesche aus El Paso in Texas besagt, daß in der vergangenen Woche das amerikanische Kabinett nach London telegraphierte, daß die amerikanischen Truppen an der Grenze von Mexiko genügend stark sein würden, um die Ruhe zu garantieren. Die Sendung neuer Truppen und die Mobilisation des vierten Teiles der amerikanischen Armee, sowie die Gegenwart einer Marinedivision in Galveston lassen eine energische Intervention der Vereinigten Staaten voraussehen.

Anscheinend von der Seite der mexikanischen Insurgenten war die Meldung verbreitet worden, Präsident Diaz liege im Sterben. Die ungünstigen Nachrichten über das Befinden des Präsidenten werden jetzt von der mexikanischen Regierung, wie der Draht meldet, offiziös dementiert.

Die erste Dreadnoughtanleihe.

Von unserm Wiener id.-Mitarbeiter.

Wien, 8. März.

Heute ist der österreichische Reichsrat, dessen Verhandlungen durch die Delegationssession unterbrochen worden waren, wieder zusammengetreten, und gleich heute hat er eine Regierungsvorlage auf dem Tische des Hauses vorgefunden, die die erste greifbare Folge der von den Delegationen gefaßten Beschlüsse betr. die Ausgestaltung von Heer und Marine ist. Die Regierung hat nämlich, da der Staatsvoranschlag für das laufende Jahr noch nicht erledigt ist, dem ersten Indemnitätsgesetze, das vom 1. Januar bis 31. März reicht, ein zweites für die Zeit bis Ende Juni angefügt. Sie hat in dieses Budgetprovisorium aber auch die erste neue Militäranleihe, die für 1911, einbezogen. Die außerordentlichen Kredite, die die Delegationen bewilligten, betrugen bekanntlich für die Zeit bis 1915 für das Heer 200 Millionen und für die Marine 312 Millionen, zusammen 512 Millionen. Auf das Jahr 1911 entfallen davon für die Ausgestaltung des Heeres 20 Millionen, Nachträge für das neue Feldartilleriematerial 4 Millionen, für die Ausgestaltung der Flotte 55 Millionen, zusammen 79 Millionen. Davon entfällt nach dem Quotenschlüssel (63,6 Prozent Oesterreich, 36,4 Prozent Ungarn) auf Oesterreich ein Betrag von 50 244 000 Kronen. Im Indemnitätsgesetze wird nun um die Ermächtigung zur Beschaffung dieser Summe im Wege einer Kreditoperation angesucht.

Die Verquickung dieser Militäranleihe mit dem Budgetprovisorium ist nun Gegenstand mancher Anfechtung im Parlamente, wohl zumeist aus formalen Bedenken, denn in der Sache selbst haben die Delegationen bereits entschieden. Die Einwendungen sind jedoch nicht stichhaltig. Denn entweder wird der Staatsvoranschlag selbst bis Ende März erledigt, dann entfällt das Provisorium ohnehin und es bleibt nur die Militäranleihe als selbständige Forderung aufrecht, oder der Voranschlag wird bis Ende März nicht verabschiedet und ein neues Budgetprovisorium ist erforderlich; dann ist die gleichzeitige Bewilligung der Militäranleihe der geeignetste Anlaß, um so bald als möglich mit der Rente auf den Markt zu kommen. Formale Einwendungen, ob für die Militäranleihe ein eigener Gesetzentwurf eingebracht oder diese Kreditoperation mit der Indemnität verbunden wird, sind da nicht am Platze.

Man muß da zweierlei sich vergegenwärtigen. Erstens: im Interesse der Sicherheit des Staates, der von der Schlagfertigkeit der Armee bedingten Großmachtstellung der Monarchie und namentlich auch im Interesse unsrer Bündnisfähigkeit ist die Ausgestaltung von Heer und Marine unbedingt notwendig, und darum haben die Delegationen die erforderlichen Beträge auch bewilligt. Zweitens: jetzt handelt es sich um die sukzessive Geldbeschaffung, und da darf nicht übersehen werden, daß die Dreadnoughts schon seit etwa einem Jahre in Arbeit sind, vorläufig „auf Pump", daß jedoch je eher die erforderlichen Beträge zur Bezahlung der bisherigen Arbeiten beschafft werden müssen. Das kann am raschesten durch Einbeziehung des Militäranlehens in das Budgetprovisorium geschehen, da dieses bis Ende März erledigt sein muß.

Frankreichs Nahrungssorgen.

Von Bergrat a. D. Georg Gothein,
Mitglied des Reichstages.

Die französischen Winzer sind übel daran. Die Weinproduktion ist erheblich gestiegen, nicht aber die Zahl der Konsumenten. Frankreichs Bevölkerung weist keine Zunahme, in einzelnen Jahren sogar einen Rückgang auf. Vergeblich hat man den Weinverbrauch dadurch zu heben gesucht, daß man eine bedenklich starke Weinration für alle Soldaten einführte, um die Bevölkerung auch in den Gegenden, in denen Wein nicht das landesübliche Getränk der Bevölkerung ist, daran zu gewöhnen; die damit herbeigeführte Verbrauchssteigerung fiel gegenüber der gewachsenen Produktion nicht stark ins Gewicht. Deren Folge war natürlich ein starkes Sinken der Preise, und selbst in Jahren mit kleinen, ja sogar mit Mißernten, vermochten bei den großen Vorräten die Preise nicht erheblich anzuziehen; seit Anfang der neunziger Jahre bis auf 1905 waren die Weinpreise um mehr als 40 Proz. gefallen und sind erst nach der letzten Mißernte ein wenig gestiegen. Der Schutzzoll von 10 Franken pro Hektoliter hat sich — wie vorauszusehen — als völlig wirkungslos gezeigt.

Die protektionistische Bewegung hat aber die französischen Winzer anderseits stark geschädigt. Die meisten andern Länder erhöhten ihre Weinzölle beträchtlich, um stärkeren die auf Schaumweine, teils um die eigene Schaumweinfabrikation zu unterstützen, teils um aus diesem Luxusgetränk höhere Einnahmen zu erzielen. Das hat den Absatz der französischen Champagner einerseits direkt eingeschränkt, anderseits die natürliche Konsumzunahme verhindert. 1891 führten wir für 5,1 Mill. Mk. Schaumwein in Flaschen ein, 1908 für 6,87 Mill. Mk.; inzwischen hatte sich aber unsre Bevölkerung um fast 20 Proz. vermehrt und ihr Wohlstand erheblich gesteigert.

Speziell in der Champagne leiden die kleinen Weinbauern aber noch darunter, daß minderwertige Weißweine aus andern Gegenden Frankreichs dorthin eingeführt und zu Schaumwein verarbeitet werden, was natürlich auf den Preis der in der Champagne gewachsenen Weine drückt.

Doppelt schlimm wird die Lage der französischen Winzer, wenn zu all dem noch eine Teuerung der notwendigsten Lebensmittel tritt; denn sind diese teuer, so wird damit nicht nur der Weinverbrauch eingeschränkt, sondern die Produktionskosten — die Ausgaben für den eigenen Unterhalt des Winzers und seiner Familie wie auch für Hilfskräfte und alles andre wachsen dann.

Und das ist gerade in diesem Jahr bezüglich des wichtigsten Nahrungsmittels der Franzosen, des Weizenbrotes, der Fall. Für gewöhnlich kommt der Zoll von 7 Franken pro 100 Kilogramm im Preis des Weizens absolut nicht zum Ausdruck. Bei der steigenden Intensität des Ackerbaues haben die Ernten in Frankreich ein starkes Wachstum gezeigt. Trotzdem von 1889 bis 1898 die mit Weizen bestellte Fläche von 7 030 000 Hektar auf 6 964 000 Hektar zurückgegangen war, war die Ernte von 108 auf 128,1 Millionen Hektoliter gestiegen, aber der Preis von 23,5 auf 18,8 Franken pro 100 Kilogramm gefallen. Bei guter, ja auch nur bei einer mittleren Durchschnittsernte ist eine Einfuhr nicht nötig, da die Zahl der Konsumenten nicht gewachsen ist, und die innere Konkurrenz drückt die Preise; denn zu dem deutschen System der Einfuhrscheine hat man sich in Frankreich nicht verstehen können. Jede Steigerung der Getreidepreise durch den Zoll hätte zu einer enormen Mehrproduktion geführt, und dann hätten die Einfuhrscheine dem Staat in guten Erntejahren 700 Millionen Franken und mehr gekostet; damit aber wären die französischen Finanzen in die größte Verwir-

Emil Gött.

Daß Menschen künstlerischer Besonderheit erst nach dem Ablauf ihrer irdischen Wirksamkeit für die Allgemeinheit entdeckt werden, gehört nicht gerade zu den Seltenheiten des Daseins. Der Durchschnitt menschlicher Begabung hat in jedem Moment seine bestimmten Grenzlinien, die erst um ein Stück weiter hinausgeschoben werden müssen, um eine Reaktion auf anders geartete Werte möglich zu machen. In dieser begrenzten Aufnahmefähigkeit der Allgemeinheit liegt in der Mehrzahl aller Fälle der Grund für das Ausbleiben einer Wirkung schon bei Lebzeiten von Künstlern, die später, einmal entdeckt, den breitesten Einfluß auszuüben imstande sind.

Zuweilen beruht indessen das Ausbleiben eines tieferen Eindrucks nicht so sehr auf dem Unbereitetsein der Menge als auf der besonderen Art und Form des Künstlers. Ein solcher Fall ist Emil Gött gewesen, dessen gesammelte Werke jetzt von dem Ibsenbiographen Roman Woerner bei C. H. Beck in München in einer sehr hübschen Ausgabe publiziert werden. Ein Dichter, ein reicher, kluger und eigener Mensch, dem doch zeit seines Lebens trotz vereinzelter Erfolge eine Wirkung in die Breite wie in die Tiefe versagt blieb — nicht so sehr, weil das, was er gab, über das Fassungsvermögen seiner Zeit hinausging, als weil er nicht so sehr lebte, um zu dichten, sondern dichtete, um möglichst intensiv und umfassend zu leben. Nun war die Hauptsache letzten Grundes nicht so sehr das Werk, die Vollendung seiner objektiven Form, sondern er selbst, seine innere Form, die er so reich wie möglich gestalten wollte. Ihm fehlte nicht der Wille zur Kunst, aber er besaß einen mindestens ebenso starken Willen zur Ausprägung seiner übrigen Daseinsenergien. Die Ruderkenntnis, daß es unendlich wertvoller ist, ein Leben in Sonnenschein und Schönheit zu führen, als sich in einer naßkalten Höhle mit Steinbildchen und Lehmklumpen zu Tode zu plagen, stand über Emil Götts Wirken: darüber hinaus ein Zug von, man möchte sagen, organischer Romantik, von eingeborenem, unmittelbarem Idealismus, der ihn zu keiner ökonomischen Ausbildung der Hauptenergie seiner Seele kommen ließ, weil er eine solche entweder nicht besaß oder zum wenigsten nicht erkennen konnte. Infolgedessen wäre es unbillig, seine dichterischen Arbeiten rein für sich zu werten. Sie empfangen das rechte Licht erst, wenn man sie in die Totalität dieses Daseins einordnet, sie im Zusammenhang gewissermaßen nicht nur des inneren Lebens, sondern der äußeren Lebensgeschichte, der sie gedient haben, betrachtet.

Moritz Heimann hat in der „Neuen Rundschau" vor kurzem allerhand Erinnerungen an Emil Gött veröffentlicht. Wie er den blonden, bärtigen Mann eines Tages irgendwo kennen gelernt hat — und ein paar Tage später, als seine Frau Geburtstag hat, erscheint Emil Gött und bringt als Gabe ein Brot und ein paar Aepfel. In diesem Zug lebt ein gut Teil seines Wesens. Es war keine Pose, keine Literatur in diesem biblischen Tun: er war wirklich so. Seine Haustüre verschloß er nie — und als er in einer kalten Nacht auf dem Boden des Hauses ein Geräusch hörte und beim Nachsehen einen Mann entdeckte, der sich's in der Speicherkammer bequem gemacht hatte, da holte er noch eine Decke und einen Imbiß für den „Gast" und legte sich ruhig wieder schlafen. Er hatte sich den Wahrspruch erkoren: „Mit beiden Füßen fest auf der Erde, mit beiden Händen in jeder Werkschicht, mit dem Haupt in den Wolken." Die Dreispältigkeit seines Wesens hat er hier selbst trefflich zum Ausdruck gebracht. Der Freund und Landsmann des „Freund-Hein"-Dichters Emil Strauß begnügte sich nicht nur damit, eine Seite menschlicher Betätigungen voll auszuschöpfen: er wollte alles und faßte zuletzt nichts. Die Dichtung allein genügte ihm nicht: er wollte ebensosehr, um mit den unmittelbaren Dingen zu leben, praktischer Landwirt sein; daneben rang er um die Lorbeeren des Erfinders, konstruierte Feuerrettungsleitern, entdeckte die Spinnbarkeit seines heimischen Schwarzwaldginsters, entwarf eine Verfassung für die Burenstaaten, schrieb lange Briefe an den Deutschen Kaiser, wie der kleine Steiermärker bei Rudolf Hans Bartsch, und was dergleichen mehr ist. Er selbst fühlte die Schwäche in diesem Nichtopfernkönnen am stärksten: er vermochte ihr nicht entgegenzuarbeiten. So mußte er eines Tages fast zu Nietzsche kommen, der das Verhältnis zwischen Form und Leben auch nur durch einen Machtspruch zu regeln gewußt hatte.

Es liegt nahe, daß das wesentliche Thema eines so gearteten Menschen in seiner Dichtung sein Verhältnis zur Tat sein muß. Wandlungen, Erkenntnisse, von denen aus ein größeres, freieres Leben möglich wird. Die vorliegende Ausgabe enthält neben der Biographie Woerners, an der außer dem Herausgeber noch seine inzwischen verstorbene Schwester Karoline Woerner, Emil Strauß und andre Freunde des Toten mitgearbeitet haben, neben einigen Aphorismen und Versen als Hauptsache vier Dramen (die Erzählungen Götts sollen in drei weiteren Bänden folgen). Von diesen Werken ist der „Schwarzkünstler" unter dem Titel „Der Adept" 1894 im Berliner Königlichen Schauspielhause mit Erfolg zur Aufführung gekommen; es ist am weitesten abgerückt von der allzu nahen Beziehung zu dem persönlichen Sein des Dichters und darum am selbständigsten geworden. Am meisten von den inneren Erlebnissen Götts gibt wohl das „Edelwild" — die Läuterung des Knaben Alt zu bewußter Erkenntnis des eigenen Tuns. Formal stehen sie außerhalb der zeitgenössischen Dichtung: Versdramen, die in romantisch zeitlosem Rahmen bleibendes seelisches Werden geben wollen, zuweilen etwas Vergangenheit, zuweilen etwas Literatur — ihren vollen Sinn erst im Zusammenhang mit dem Gesamtbild dieses Lebens bekommend. So ist auch ihr Eindruck im wesentlichen stärker im Menschlichen als im Künstlerischen, das letzten Endes immer noch etwas vom Mittel zu einem außerhalb, in andern Schichten gelegenen Zweck hat. Als Beispiel Göttscher Art und zugleich als ein feines Stück Selbstcharakteristik möchte ich ein paar Verse aus dem letzten aus dem Nachlaß veröffentlichten Drama „Fortunatas Biß" hierhersetzen:

Ich bin ein Wandrer, Fortunata!
Die Erde lief ich mit den Füßen ab,
Die Weltenweiten mit den scharfen Augen
Und alle Gründe mit dem hellen Geiste —
Denn hart ist an mir alles, nur der Griff nicht
Nach den Armseligkeiten dieser Erde!
Ich bin und habe nichts! Mein nacktes Leben
Ist viel zu schwer, um zu dem Sein an sich
Was andres noch zu tragen und zu sein —
So wanderte, so wandre ich. — Wonach?
Ich suchte jene Seele, die ich dachte,
Und fand sie nicht. — — —

Als Darstellung eben dieses Suchens behalten die Dichtungen Götts jenseits jeder Kritik ihren Wert, weil sie zuletzt doch das stärkste Mittel waren, um diesem seltsamen Leben zu seiner Form zu verhelfen.

Dr. Paul Fechter.

Kleines Feuilleton.

= **Programm für Freitag.** Kgl. Oper: „Die „Meistersinger von Nürnberg", 6. — Kgl. Schauspiel: „Kabale und Liebe", 7. — Zentraltheater: „Der Graf von Luxemburg", 8. — Residenztheater: „Die lustige Witwe", ½8. — Vereinshaus: Prüfungskonzert des Kgl. Konservatoriums, ½8.

= **Kgl. Hofoper.** Burrian ist noch verschollen, Barz und Sembach sind krank — es ist noch immer die tenorlose, die schreckliche Zeit. Das Interregnum der Güte dauert an. Gestern sang Herr Corfield-Mercer vom Stadttheater in Breslau den Lohengrin. Dem Sänger eignet ein Tenor mittleren Umfanges, der recht brauchbar sein könnte, wenn er von einer besseren Stimmökonomie bedient würde. Durch die von dem Künstler gepflegte Tonbildung bläst er indessen häufig an Glanz und Wärme ein. Er klingt dann schmal, unplastisch — und das hat zur Folge, daß Lohengrin plötzlich ein ganz andrer ist als der, den wir gewöhnt sind: er erscheint entmännlicht, ins Juvenilische transponiert. Gestern kam dazu, daß der Sänger die „Veränderung", die Lohengrin durch sein Organ notwendigerweise erfahren mußte, auch noch darstellerisch unterstrich. Die Vermutung bestätigte sich, daß das sogar gewollt war. Vielleicht, daß der Wille zu einer „eigenen Auffassung" vorlag? Ein Vorhaben, das, weil auf der Opernbühne die selbständig schaffende darstellerische Arbeit nicht zu den Alltäglichkeiten zählt, der Beachtung wert sein müßte. Die rechten Wagnerianer pflegen sich freilich gegen alle sezessionistischen Interpretationskünste an den Gestalten Wagners fanatisch zu sträuben, deren Physiognomie ihnen von Bayreuth ein für allemal festgelegt erscheint. Tatsächlich ist ja auch im Falle Wagner mit den „Auffassungen auf eigene Hand" noch nie Ganzes herausgekommen. Befremdet man sich mit der Absicht, die Gestalt des Lohengrin zu verjüngen, so erschien die Darstellung des Breslauer Gastes im Rahmen einer solchen Auffassung ganz logisch. Da kam ein Jüngling von Monsalvat unter die Menschen, der die Welt wirklich so wie ein Jüngling auf sich wirken ließ: als das stärkere Element, von dem er bangend sein Schicksal empfängt. Ein Lohengrin mit ewigem Herzklopfen. Dem sich vor dem Münder ständig die zitternde Hand auf der Brust krampfte, unter dessen Lidern ein angstvoller Blick nach dem andern zu Elsa hinüberpeinte. Der junge Mann vom Hause Mon-

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19110310/1